

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 107.

Dienstag, 28. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(23. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Cyrille schrie auf, als sie hinausblickte. „Der hat mich schon alle Tage verfolgt. Und ich dachte immer, er wollte anbandeln.“ Ihr Trost brach zusammen. Sie fiel in die Knie und begann fassungslos zu schluchzen.

Herrgott, mache mich hart! — betete Jutta, und sie malte sich das Bild Georg Dollingens aus, der um Freiheit und Ehre kämpfen mußte. Da nahm sie sich zusammen, um die Weinende da nicht an den Schultern zu schütteln.

Ihre Stimme war hart und gnadenlos, als sie über das Zimmer hinweg sprach: „Sie haben Ihr Spiel verloren. Es bleibt Ihnen nur eine, nur eine einzige Möglichkeit, Ihre Lage zu verbessern: Sie müssen die Papiere herausgeben. Noch in dieser Stunde. Schon in der nächsten kann es zu spät sein. Wo stecken sie?“

„In dem alten Tisch in Mutters Kartoffelteller.“

„Gut. Wir werden sehen. Stehen Sie auf und ziehen Sie sich an. Wir nehmen ein Auto und fahren zu Dritt in die Invalidenstrasse, Fräulein Fischer.“

Cyrille erhob sich. Sie schien gar nicht gehört zu haben, daß diese Fremde ihren Namen und die Wohnung ihrer Mutter wußte. Ihre flatternden Hände griffen zum Hut und sanken wieder herunter. „Was wird nun aus mir?“, fragte sie mit zuckenden Lippen.

Eine kleine Rührung überkam Jutta, als sie in das verweinte Gesicht sah. „Wir werden alles tun“, sagte sie weicher, „was zu Ihrer Entlastung dienen kann. Sie können sagen, daß Sie mit der Wegnahme der Papiere das Verbrechen verhindern wollten und daß Sie nachher Angst hatten. Baron Büllingshoven wird auch bestätigen, daß Sie diesem Krille in den Arm gefallen sind. Das alles wird für Sie sprechen.“

Cyrille wischte die Tränen mit der Hand aus den Augen, die schon wieder zu leuchten begannen. „Er war also ein richtiger Baron? Nicht bloß so?“

„Nein, nicht bloß so. Ein ganz echter. Tröstet Sie das etwas?“

„Ja“, entgegnete Cyrille fast schwärmerisch. „Ein richtiger Baron — und er war so nett zu mir!“

„Nun kommen Sie“, drängte Jutta. „Es könnte sonst zu spät werden. Und haben Sie keine Angst. Wenn alles vorüber ist — aber erst dann — werden wir Ihnen helfen. Verlassen Sie sich darauf.“

„Danke“, sagte Cyrille, den roten Buschellopf unter das Hütchen pressend. „Ich hätte das alles nicht getan, wenn es mir nicht so dreadig gegangen wäre.“

Wer weiß? — dachte Jutta.

24.

Georg Dollingen war frei.

Er war mit einer höflichen Wendung entlassen worden, in der beinahe etwas Bedauern lag, daß man das tun mußte. Jemand hatte vom Nervenzusammenbruch Krilles gesprochen, der alle Schuld auf sich genommen hatte, und von den gefährlichen Papieren, die unbenützt geblieben und abgeliefert waren. Er hatte auch etwas von Entschädigungsansprüchen gehört und unter ein Papier seinen Namen gesetzt. Alles war wie im Traum gewesen, unwirklich, als hätte ein anderer das erlebt und getan.

Aber langsam kam das Bewußtsein der Freiheit zu ihm und der Wunsch, sie sich zu beweisen. So fuhr er denn mit der großen Ringbahn immer in die Runde. Er stieg auf Bahnhöfen aus, wo er nichts zu suchen hatte, studierte eifrig einen Fahrplan oder eine Reklametafel, um dann wieder den Zug zu besteigen, wozu möglich in der gleichen Richtung, aus der er gekommen war. Er konnte fahren, wohin er wollte, und kein Meter seines Weges war ihm vorgeschrieben.

Die frische Septemberluft, die kühl und herb war, ermüdete ihn schnell, so sehr sie zu Anfang auch belebt und erfrischt hatte: er mußte sich erst an sie gewöhnen, an die Luft der Freiheit.

Zugleich mit den steinernen Kulissen der großen Stadt zogen die letzten Wochen vorüber. Wochen? Waren es nicht Monate gewesen, Jahre, Jahrzehnte. Viele Dinge mischten sich ineinander. Die zugeschlagene Waggontüre war die graugeschraute Eisentüre der Zelle im Untersuchungsgefängnis und gleichzeitig die Türe des Viehwagens, in dem die Dollingens aus Rußland zogen, höfend, frierend, arme Sträflinge ohne Hab und Gut. — Alles wiederholte sich im Leben.

O, diese ewige Fahrt damals zur Grenze, hinter den plombierten Türen tagelang auf den Stationen verpflegen, umheult vom Mob! Einer Frau entsann er sich plötzlich ganz deutlich; es war eine junge Frau mit schlohweißem Haar gewesen, die man von ihrem Manne getrennt und die stundenlang wie ein krankes Tier gewimmert hatte, bis sie einschlief. Aber auch jene Türe öffnete sich einmal, an der neuen Grenze, sie durften hinaus, nur mit dem, was jeder tragen konnte — und was konnten Frauen schon tragen! — durch ein Spalier von Hohn und Feindschaft. Aber frei. Jede Türe öffnete sich einmal.

Noch eins verband die beiden Geschehnisse: Unrecht war ihm damals und jetzt geschehen. Oder lag doch Schuld auf ihm? Hatten seine Gedanken nicht mit dem Verbrechen gespielt? Waren sie nicht nur dem Willen unterlegen, diesem an der strengen Rechtmäßigkeit von Generationen gestärkten Willen? Ja, da war eine Minute gewesen, vielleicht nur eine Sekunde, wo er nicht widerstanden hatte. Und diese Spanne Zeit — ach, sie war flüchtig wie der Flügel Schlag des Marienkäfers — hier an der Scheibe — die hatte er abgebußt.

Aus seinen Gedanken, diesen „russischen“ Gedanken, riß ihn ein kleiner blonder Junge, der ihn schon lange aufmerksam betrachtet hatte und ihm nun vertraulich die Hand aufs Knie legte. „Hast du Wehweh?“, fragte er.

Er kam ins Sprechen, und es riß ihn wundervoll aus seinem Grübeln. Am Ende steckte er dem Kleinen ein Geldstück in die Hosentasche, die er ihm stolz gezeigt hatte und in der sich ein buntes Reklamebild, ein toter Käfer und ein abgebrochener Schlüssel befand. „Kaut dir Schokolade dafür!“

„Lad-Lad“, klang noch vom Bahnsteig Savigny-Platz der Jubel des Kleinen. Wie leicht war es, glücklich zu machen!

Dollingen empfand sein erstes Lächeln nach langer Zeit wie ein unverdientes Geschenk.

Im letzten Augenblick sprang er aus dem schon an-

rollenden Zug. Es war Mittag, und er wußte, daß Herr Schädler, sein einstiger Kollege bei Vorbed, in einer Wirtschaft der Kantstraße zu Mittag aß. Dort konnte er ihn befragen, ohne das hämisch-überlegene Gesicht des Architekten fürchten zu müssen.

Aber nun trat er auf neue Dinge zu. Die Straßen füllten sich mit Menschen, die den Kontoren und Geschäften entronnen waren und zum Mittagstisch eilten. Er hatte ganz vergessen, daß es so viel Menschen auf einmal gab, aus diesen stummen Häuserfronten aus- gespien. Bisweilen bildeten sich in der stark strömen- den Menschenflut Gruppen. Inseln im Strom. Da standen junge Leute, die schnell mit jungen Mädchen Verabredungen trafen.

In Dollingens Herz gab es einen kleinen, scharfen Stich, so hatte er auch einmal gestanden, die Seele wie ein Segel im Wind gebläht, zitternd vor Erwartung und Sehnsucht. Und das war nun aus...

Er glaubte plötzlich, Tutta Reinhausen ankommen zu sehen, und drückte, sich scheu umsehend, den Hut tiefer in die Stirne. Es war ja nicht auszudenken, wenn Tutta Reinhausen plötzlich vor ihm stand... Er lachte bitter auf. Welch ein Unsinn! Sie saß in der Dahlemer Villa, zwischen hellen, kostbaren Dingen, umworben und verwöhnt. Auf ihn hatte, wie auf all diese aufatmende Jugend ringsum, eine Johanna Reichert gewartet, das kleine Mädel, das Empfangs- fräulein beim Arzt, das Kontorfräulein — aber die war gestorben, und er brauchte sich nicht vor ihr zu fürchten und sie nicht zu scheuen.

Er stand, ohne es zu merken, schon eine ganze Weile vor dem Restaurant der Kantstraße. Die lederen Auslagen des Schaufensters zur Linken mahnten ihn daran, daß er heute noch nichts gegessen hatte. Viel- leicht kam daher die Schwäche, die ihn so überwältigt hatte?

Aber, als er durch die Drehtüre eintrat, vom Dunst- hauch der vielen Gerichte umwölkt, war aller Appetit wie weggewischt. Diese lauernden Menschen ekelten ihn an. Er war solche Massenansammlungen noch längst nicht gewöhnt von selbstzufriedenen Menschen, die keine andere Sorge hatten, als die um den nächsten Gang und den Nachtsch.

Langsam, nach dem einstigen Kollegen auslugend, durchschritt er den langen, schmalen Gang, zu dessen Seiten die weißgedeckten Tische standen, am Büfett vor- bei, wo man ihn hastig begrüßte. Ganz hinten in der Ecke saß Herr Schädler.

Dollingen hatte gar nicht bedacht, daß jener nicht allein sein konnte, und er empfand es angenehm, daß sonst niemand neben ihm saß.

Er störte ihn im Studium der Speisefarte mit einem höflichen: „Sie gestatten?“

„Bitte“, entgegnete Schädler, immer noch die Speise- farte prüfend. Als er aufblickte, schoß Rot in sein Ge- sicht, und Dollingen, mißtrauisch, wie er jetzt war, er- kannte es als ein Zeichen von Verlegenheit.

Er war im Begriff, umzukehren, als ihn der Kellner beflissen anredete und nach seinen Wünschen fragte. So bestellte er ein Glas Bier und hing seinen Hut an den Garderobenständer.

„Ich will Sie nur einen Augenblick aufhalten, Herr Schädler. Sie kennen mich doch noch?“ Seine Augen drohten. Er war nun entschlossen, nicht fortzugehen, ehe er Bescheid erhalten hatte.

Schädler schlug einen gemüthlichen Ton an, einen viel zu gemüthlichen. „Na, wieder da? Das ist aber eine nette Überraschung. Fräulein Wally wird sehr enttäuscht sein, daß sie gerade heute eingeladen ist und nun Verwandte schädigt. Also, alles erledigt?“

„Ja, alles erledigt, Herr Schädler.“ Er nahm Platz.

Schädler griff nach einem Zahnstocker, spielte mit ihm und wartete auf nähere Aufklärung. Als keine kam, fing er wieder jovial an: „So was kommt in den besten Familien vor, Herr Dollingen. Kann jedem mal passieren.“

„Kein“, klang es schroff zurück.

Der andere ließ erstaunt den Zahnstocker fallen,

blickte sich dann, gleichsam hilflos suchend, um und fragte in kühlerem und echterem Ton: „Womit kann ich dienen?“ Er war fest entschlossen, nichts zu borgen.

„Sie brauchen niemand herbeizurufen, Herr Schäd- ler. Ich will Sie nicht überfallen. Immerhin bin ich kein Zuchthäusler.“

„Aber ich bitte Sie“, stammelte Schädler. „Ich suchte nur... ich habe eine Verabredung. Nichts weiter, ich versichere Sie. Was sollte ich hier auch fürch- ten, haha.“

„Sie verderben alles mit Ihren Worten“, sagte Dollingen streng. „Jedes Wort von Ihnen sagt mir nur, daß Sie sich meinetwegen genieren.“

Sah das Brandmal so sichtbar auf ihm? War es nicht zu verwischen? Er betrachtete seine Nägel. Sie sollten ja durch veränderte Kost sich verändern, neue Risse und Rillen bekommen. Aber er konnte nichts entdecken.

Das hingestellte Bier brachte ihn in die Wirklichkeit zurück. „Essen? Nein, danke. Ich möchte übrigens gleich zahlen.“ Er wandte sich Herrn Schädler zu, der seinen Zahnstocker inzwischen wieder an sich genommen hatte. „Wie ist es denn jetzt bei Vorbed?“

Schädler atmete bei dem veränderten Ton auf. Er trank ihm sogar zu. „Prost, Herr Dollingen. Bei Vorbeden? O je. Ich glaube, er ist heilfroh, daß er Ihnen nicht erst zu kündigen brauchte. So ergab sich doch alles von selbst.“ (Fortsetzung folgt.)

Ginster

Werst euer Leid und Traurigkeit
Auf mich! — Das trug der Seewind weit
Auf eines Kirchleins Glodenklang
Als froher Botenschaft Gnadenlang. —
„Herr, ward auch ich gerufen?“
Klang's von des Kirchleins Stufen.
„Ich bin voll Leid und Traurigkeit,
Die Menschen schmähen mein grünes Kleid,
— Nennen mich Degenbesen!“ —
„So sei denn auserlesen
Du, der hier zu mir kam,
Der ich das Leid der Erde
Auf meine Schultern nahm.
In wunderbarem Klingen
Viel tausend goldner Gloden
Mit mir dem Herrn zu singen!“ —
Da fielen Sonnenkloden
Auf grünen Ginsterast,
— Der arme Degenbesen
Trug goldne Blütenlast. — Grete Maged.

Im Wüstensturm.

Von Dr. Emil Trintler †.

Der deutsche Asienforscher Dr. Emil Trintler ist, wie gemeldet, an den Folgen eines Autounfalls verschieden. Dr. Trintler ist in letzter Zeit vor allem durch die „Deutsche Zentralasien-Expedition“, die er geleitet hat, bekannt geworden. Der Zweck dieses Unternehmens war, den auch heute noch zum Teil unerforschten Wüsten und Hochländern Inner- asiens ihre Geheimnisse zu entreißen. Aus dem vor einiger Zeit im Verlag J. A. Brodhhaus, Leipzig, erschienenen Buch „Im Land der Stürme. Mit Yak- und Kamelkarawanen durch Innerasien“ von Dr. Emil Trintler veröffentlichen wir mit Ge- nehmigung des Verlags folgenden Abschnitt:

Am Nachmittag wollte ich die große Ruine des Ramak- Stupa erreichen, um dort mit Bockhard zusammenzutreffen. Um ganz sicher zu gehen, die Ruine nicht zu verfehlen, hatte ich mir noch zwei Leute mitgenommen, die schon mehrmals dort gewesen waren, und die mit aller Bestimmtheit be- haupteten, mit Leichtigkeit Ramak wiederfinden zu können. Mir selbst standen die ausgezeichneten Karten Sir Aurel Steins zur Verfügung, und ich hatte ausgerechnet, daß ich bei genauem Einhalten eines Nordkurses auf die Ruine stoßen müßte.

Morgens in aller Frühe verließen wir unseren Lager- plak am Imam-Ahm-Masar und steuerten in die Wüste. Große, langgestreckte Tonflächen, die sich zwischen den Sand- dünen hinzogen und den von Ewen Bedin entdeckten Bajiren

der Tschertschen-Wüste ähnelten, ließen uns schnell vorwärtskommen. Meiner Schätzung nach mußten wir gegen 3 Uhr in der Höhe der Ruine sein. Das Wetter war nicht ungünstig, so daß wir ziemlich weit sehen konnten, und die Gefahr, die Turmrüine zu verfehlen, war gering. Die Dünen waren verhältnismäßig hoch, aber doch nicht ganz steril, denn hin und wieder schauten kleine Tamariskbüsche und Schilf aus dem Sande auf. Aber trotzdem ich durch meinen Feldstecher häufig Ausschau hielt, war von der Ruine nichts zu entdecken. Immer wieder kletterten wir auf die hohen Dünen und ließen den Blick über das Sandmeer schweifen, doch vergebens. Unsere beiden „Führer“ versagten vollständig, sie bekamen an diesem Tage mehr als ein Schimpfwort von meinen Dienern zu hören. Es wurde 4 Uhr, es wurde 5 Uhr, und es wurde 6 Uhr; der Himmel hatte sich bezogen, ein steifer Wind hatte sich erhoben, der bleigraue Wolkendeckel über die Wüste dahintrief.

Es fing an zu tröpfeln, und gegen 6 Uhr setzte ein heftiger Hagelschauer ein, so daß die Dünen eine halbe Stunde lang unter einer weißen Decke begraben waren. Als die Uhr auf sieben ging und es schon fast ganz dunkel war, blieb uns nichts anderes übrig, als Lager zu schlagen. Ich erklomm noch einmal einen hohen Dünenkamm, um Umschau zu halten. Wenn der Stupa in der Nähe war, und Bokhard mit Sabur und Sabiba wirklich dort weilten, so hätten sie sicherlich ein Feuer angezündet, dessen Schein im Dunkel der Nacht weithin leuchten mußte. Aber so weit mein Blick reichte, war nichts von einem Lichtschein zu entdecken. Wie erstarrt lag das große Sandmeer in der Dämmerung vor mir, und wir schienen die einzigen Lebewesen in dieser toten, schlafenden Landschaft zu sein. Auch spät abends trommelte der Hagel noch auf mein Zeltdach, und ein kalter Wind rüttelte und schüttelte unsere lustigen Behausungen. Wie sehr vermiste ich jetzt Sabibas Kochkunst, denn die von Kosejan zubereiteten Speisen waren kaum zu genießen. Lange lag ich noch in meinem Bett und dachte darüber nach, wo Bokhard jetzt wohl stecken würde. Ich hatte die gesamte Karawane bei mir, sämtliche Zelte und fast allen Proviant. Sollte Bokhard wirklich diese ungemütliche Nacht ohne irgendwelchen Schutz im Freien zubringen müssen, so würde das nicht sehr angenehm für ihn sein.

Am folgenden Morgen in aller Frühe sagten wir dem scheußlichen Lagerplatz Lebewohl. Da ein weiteres Suchen nach der Ruine nur Erfolg hatte, wenn wir den wenig begangenen Verbindungsweg erreichten, der von Durung-tasch nach Twa-tolg führt, schlug ich genaue Ostrichtung ein.

Schon morgens früh blies wieder ein frischer Wind, und die Dünenkämme begannen zu „rauchen“. Von Minute zu Minute schwoll der Sturm an, das Sandtreiben wurde immer heftiger. Immer wieder erhielt man eine ganze Ladung Staub und Sand ins Gesicht, und die Augen schmerzten und trännten; dann brach mit einem Male der richtige Sandsturm los. In vielleicht nicht einmal zwei Minuten war die ganze Luft mit dichtesten Sand- und Staubwolken angefüllt. Der Sturm heulte und pffte, und der Boden war unter uns wie ein aufgeweichtes wogendes Sandmeer. Ich war ungefähr 30 Meter der Karawane voran, um den Dienern die Wegrichtung zu zeigen. Ich überstieg einen niedrigen, nur etwa 3 Meter hohen Sandrücken und stieg in eine neue Senke ab. Ungefähr 20 Meter vor mir aing der andere Führer, dessen Umrisse ich nur schwach, wie durch einen dicken Nebel, erkennen konnte. Fast jede halbe Minute wandte ich mich nach der Karawane um, um zu sehen, ob sie auch nachkam. Als ich jetzt zurückbliebte, war von der Karawane keine Spur zu erblicken. Ich blieb ein paar Sekunden stehen, lauschte angestrengt, ob ich nicht den Klang der Kamelglöde hören konnte. Aber ich vernahm nichts als das Heulen und Säusen des Sturmes. Also sofort zurück auf unsere Spuren, ehe sie verwischt waren. Mit Kosejan, den ich bei mir hatte, lief ich, so schnell ich es in dem weichen Sande vermochte, unsere Spuren folgend, zurück. Aber schon nach 10 Meter waren diese vollständig vom Sande zugeweht. Ein paar Sekunden standen wir beide nun ratlos inmitten des tobenden Sandsturmes, der noch viele Stunden, ja vielleicht noch einen Tag ununterbrochen anhalten konnte. Zum Glück hatte ich die Orientierung nicht verloren und aing dem Kompaß nach in der Richtung, aus der wir gekommen waren. Wie durch dichten Nebel erblickte ich plötzlich vor mir am Abhang einer hohen Düne einen der Diener. Wir riefen, so laut wir konnten, aber unsere Stimmen verhallten vollkommen im Toben des Sturmes. Es war Kudret Akon, der uns am jenseitigen Abhang zu der Kamelkarawane führte, die dort im Schutz der hohen Dünen Pausen vor dem Sturm gesucht hatte.

Nachdem ich nun meine Getreuen alle wieder beisammen hatte, zogen wir weiter. Jetzt gab ich strengen Befehl, daß alle Leute zusammen bleiben sollten, und daß sich keiner von der Karawane zu entfernen hätte. Wenn nicht die Sorge um Bokhard gewesen wäre, so hätte ich einfach Lager

schlagen lassen, denn das ist immer das Beste, was man in einem solchen Sandsturm tun kann. Gegen Mittag schien der Sturm etwas nachzulassen. Im Windschutze eines Tamariskentegels versuchte ich zu essen; aber Brot und Fleisch waren in ein paar Sekunden derartig mit Sand gepöfeltert, daß sie kaum zu genießen waren. Plötzlich tauchten vor uns zwei Reiter auf; es waren die Diener des Ambans von Kob, der Bokhard nach dem Rawat-Stupa begleitet hatte, und ein Holzfucher. Ich erfuhr nun, daß Bokhard tags zuvor mit dem Ambandiener sich nach dem Rawat-Stupa begeben hatte, denn Sabiba mußte er wegen seines immer noch schlechten Gesundheitszustandes unter der Obhut von Sabur in Khotan zurücklassen. Als Bokhard uns am Rawat-Stupa nicht vorfand, blieb ihm nichts anderes übrig, als die Nacht bei der Turmrüine im Freien zu verbringen.

Das Huhn.

Von Martha Rothmann.

Das Huhn hätte so glücklich sein können.

Hätte es nicht einen tüchtigen Hahn zum Mann und zwei niedliche Küken, würde ihr nicht täglich das beste Futter gestreut, und bewohnte es nicht das komfortabelste Hühnerhaus mit dem schönsten Blick auf den Teich, das sich eine brave Hühnfrau nur wünschen kann? Gewiß — und doch — — — ein tiefer Schmerz durchwühlte seine Hühnerbrust!

Es war ein Suppenhuhn, und es hatte den Ehrgeiz, ein Brathuhn zu sein.

„Welche Vertennung meiner Persönlichkeit“, vertraute es sich seiner intimsten Freundin, der Putz, an, „ich — ein Suppenhuhn. Bedenken Sie, mit welchem ausgesprochen künstlerischen Empfinden ich meine Eier modelliere — von meiner tiefen Musikalität will ich nicht reden — mein Gackern ist ja bekannt. Erst neulich habe ich im Kuhstall eine Wohltätigkeitsmatinee gegeben. Mein braver Hahn hatte es überall ausgeträht — die Familie war selig, und alle hiesigen Kohlblätter schreiben begeisterte Kritiken. Gleichwie — können Sie sich einen Topf vorstellen, der es wagen würde, mich zu kochen? Nein — nur eine Bratpfanne kommt für mich in Betracht — unbedingt eine Bratpfanne!“

„Ich kann es am besten verstehen, wie Sie leiden müssen“, entgegnete die Putz teilnahmsvoll, „denn auch ich werde nicht nach meiner vollen Bedeutung eingeschätzt. Zwar sagen viele, mein Fleisch wäre ein Gedicht, aber bedenken Sie — ich werde als Putz eingeregistert, und ich habe doch das untrügliche Bewußtsein in mir, eine Poulette zu sein.“

„Und ich“, schnatterte die Ente eifrig dazwischen, „bin ich etwa nichts weiter als eine gewöhnliche Ente. Ich glaube doch, mindestens den Anspruch auf den Titel „Rastente“ zu haben.“

Der ganze Hof geriet in Aufruhr.

Es ist wirklich deprimierend“, meldete sich der Adergaul zu Wort, „mit welchen Feinheiten da draußen Unterschiede gemacht werden, bloß aus dem einzigen Grund, um uns herabzusetzen. Warum wird mir eigentlich der Titel „Rastente“ vorenthalten? Doch nur deswegen, weil ich nicht den Anspruch erhebe, in einem eleganten Stall zu wohnen und mich von geschneiderten Dienern bedienen zu lassen, sondern pflichttreu und anspruchslos meiner täglichen Arbeit nachgehe.“

„Jawohl“, pflichtete der Ochse tief verbittert bei, „die Welt da draußen verlangt eben Aufmerksamkeit und läßt sich durch elegantes Auftreten blaffen. Wir aber hier auf unserm zwar wenig repräsentativen, aber verantwortungsvollen Posten, wir werden als einfaches Viehzeug abgetan.“

„Sehr richtig“, erscholl es im Chor.

Das Huhn schwang sich in heller Empörung auf die höchste Spitze des Misthaufens.

„Aber wir werden uns gegen diese schreiende Ungerechtigkeit wehren“, rief es mit brennenden Hühneraugen, „was schiert es uns eigentlich, was man jenseits des Zaunes von uns denkt? Der Mittelpunkt der Welt ist hier, wo ich stehe — und wir werden uns unsere eigenen Werte schaffen.“

„Umwertung aller Werte“, murmelte der Esel vor sich hin, der Philosophie studiert hatte.

„Bravo“, rief das Huhn, durch diese Anregung neu beflügelt, „ich habe einen Vorschlag zu machen: gründen wir eine Aktien-gesellschaft auf gegenseitige Bewunderung.“

Das Projekt fand sofort ungeheuren Beifall.

„Ich bin gern bereit, den Direktorenposten anzunehmen“, erklärte der Ochse würdevoll.

Im Handumdrehen hatte sich die Gesellschaft konstituiert, und die Nachfrage nach den Aktien überstieg sofort die kühnsten Erwartungen. Hätte man es für möglich gehalten, daß sogar die Ferkelchen in corpore ein ganzes Aktienpalet kauften, bloß weil sie, wie es sich nun herausstellte — schon lange den Span hatten, „Spanferkel“ genannt zu werden. Hätte man geglaubt, daß sogar das so zurückhaltende Lämmchen seine beschriebenen Ersparnisse zum Ankauf einer Aktie verwandte, weil es so gerne „Turteltaube“ heißen wollte? (Es versprach auch, fleißig Turteln

zu üben.) Wirklich — vom Zuchtbullen bis zur kleinsten Lams im äußersten Schwanzende des Esels war auch niemand, der sich nicht wenigstens eine Aktie erworben hätte.

Eine kolossale Hauffe setzte ein. Auf dem Hof war alles in bester Stimmung.

Man nannte sich nur noch „Fräulein Mastente“ — „Frau Bratgans“ — „Herr Preisbockse“. „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich werde dir sagen, wer du bist“, zitierte das Huhn selbst gleich einen Artikel: Betrachtungen eines Bratuhnes über den Hühnerpiss und träumte von einer herrlichen, silberglänzenden Aluminiumbratpfanne.

Ja — alles war wunderschön, und es wäre auch weiter wunderschön gewesen, wenn nicht — — — Gott — es war ja eigentlich eine höchst banale — eine beschämend banale Angelegenheit gewesen, aber — Frauen sind eben Frauen.

Also: Das Huhn glaubte, festgestellt zu haben, daß die Putz — pardon, Poularde — ihrem Hahn allzuviel Entgegenkommen gezeigt hatte, und in diesem Punkte verstand es absolut keinen Spaß. Es hatte einen furchtbaren Koller bekommen, und die Rivalin eine „dumme Putz“ genannt. Das hatte sich diese natürlich, gemäß den Statuten der Aktiengesellschaft, energisch verbeten, und zugleich schlagfertig darauf hingewiesen, daß allein durch eine solche bourgeoise Auffassung der Sachlage sich das Huhn als ein ausgesprochenes Suppenhuhn erweise, — na, und dann gerieten sich die beiden Damen mächtig in die Fiebern. Sie hatten aufeinander los und ließen sich gegenseitig auch kein gutes Federchen, und ließen nicht eher voneinander ab, als bis sie sich auch die letzte Feder ausgerissen hatten und splitternd dastanden. Ja, und dann trat es allerdings ganz deutlich zu Tage. Das Huhn war ein Suppenhuhn durch und durch. Abtrübselt stellte es sich bei dieser Gelegenheit auch heraus, daß die Putz auch nicht das Mindeste von einer Poularde an sich hatte!

Verbaurlicher Weise nahm der Streit in dem für und Wider der Parteien ungeheuerliche Dimensionen an, so daß nach und nach alle Aktionäre hereingezogen wurden, und leider, leider erwies sich bei dieser Gelegenheit, daß der Esel nichts weiter als ein Esel, der Dohse nur ein ganz gewöhnlicher war — von dem übrigen Rindvieh ganz zu schweigen.

Jedenfalls: Die „Aktien auf gegenseitige Bewunderung“ sanken rapide. Die Baissé schritt in beängstigender Weise vor — bald standen die Aktien unter pari — die Gesellschaft meldete Konkurs an, wobei sich der Dohse noch wegen betrügerischen Bankrotts verantworten mußte, da die Behauptung aufgetaucht war, daß das Stammkapital niemals richtig eingezahlt worden sei — — —

Aber Frau Huhn wußte auch aus dieser Situation eine kräftigende Bouillon zu ziehen.

Als sie wieder zu sich gekommen war — sie war wie aus dem Wasser gezogen —, kaufte sie schnell die ganze Konkursmasse auf, und durch diese glänzende Spekulation neu gestärkt, fühlte sie sich mehr denn je als Bratuhnn und gab sich sogar ganz ausschweifenden Phantasien betreffs Champignonsoße und Spargelbällchen hin.

Die von der rabiaten Putz verursachte Blöße war ja allerdings nicht wegzuleugnen — aber da mußte der guterzogene Gemahl einspringen. Er kaufte ihr auch ein entzückendes Frühjahrsgesampt — übrigens hatte er vielleicht doch ein bißchen schlechtes Gewissen.

Miß Partins Abenteuer.

Von Peter Prior.

Die Menschen getrauten sich nicht, in der schwülen Sommernacht ihre Schlafzimmern aufzusuchen. Sie saßen am Ufer des Sees in bequemen Rorbstühlen. Graf Sohm, dann der Sohn eines Industriellen aus Bochum, ein netter Junge mit mädchenhaften Zügen. Er hatte vergessen, sich vorzustellen und niemand kannte seinen Namen. Der Graf legte auch gar keinen Wert darauf. Ebensovienig der Generaldirektor eines Bergwerkskonzerns in Schlesien, ein einfacher Mann, der beinahe nie vom Telephon wegstam. Dann war noch ein Flieger unter der Gesellschaft, ein weitergebräunter Mann mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse an der Topp. Der hatte notlanden müssen auf dem Fluge von Rom nach Berlin. Graf Sohm unterließ sich fast ausschließlich mit dem Flieger, aber er vernachlässigte auch den Generaldirektor nicht und ließ auch dem Jüngling einige Aufmerksamkeiten angedeihen. Verdrießlich blickte der Graf ab und zu auf Miß Partins, die sich zwischen zwei Bäumen eine Hängematte hatte aufziehen lassen und fortwährend lachte. Der jungen Amerikanerin kam stets und ständig alles lächerlich vor. Sie hatte am Tage vorher im Tennis eine Rivalin geschlagen, im Schwimmen einen Mann besiegt und im Turnen dem Lehrer des Ruzortes, der Wortturner war, geseigt,

wie man am Barren und am Reck arbeitet. Nun hatte die Amerikanerin Sekt getrunken und war ausgelassen wie ein Schulfuge. So etwas konnte Graf Sohm nicht leiden, auch bei einer Millionärin nicht. Der Junge hatte nichts zu sagen, der Flieger war müde und der Generaldirektor dachte an sonstwas.

Miß Partins sprang gegen ein Uhr aus ihrer Hängematte, trank ihr Glas Sekt leer, verbeugte sich, schwang sich noch rasch dreimal über das Reck im Garten und verschwand in ihre Zimmer.

Im Schlafzimmer war es schwül. Miß Partins öffnete die Fenster weit. Aus dem Garten entfernten sich die wenigen Gäste. Zwei Kellner räumten ab. Und bald darauf war Miß Partins eingeschlummert.

Sie erwachte früh, als kräftig an ihre Schlafzimmertür geklopft wurde. „Ich bin's — Papa!“ tönte eine bekannte Stimme. Der Vater war angekommen und weckte seine Tochter so unsanft, wie das eben nur ein amerikanischer Millionär fertigbringt. Er hatte auch nur wenig Zeit, mußte gleich wieder nach Wien.

„Dais!“ sagte Miß Partins. „Gib mir schnell hundert Dollar. Es ist noch keine Bank auf und ich kann erst in München Geld holen. Der Portier will wechseln!“

Aber Miß Partins suchte vergeblich ihre Geldtasche. Sie erinnerte sich genau, sie am Abend vorher in das Nachtschränken gelegt zu haben, gleich neben das Briefpapier und das Schmuckeitel. Miß Partins wurde blaß, ließ sich aber nichts merken, und sagte zum Vater, sie habe das Geld im Hotelresor. Und der Vater schimpfte sechs Worte und ging, nachdem er seine Tochter geküßt hatte. „Mehrmorgen bin ich wieder bei dir!“ sagte er noch. Dann ratterte unten sein Auto.

Miß Partins war es klar, daß ihr jemand nachts die Geldtasche gestohlen hatte. Der Dieb war durch das offene Fenster eingestiegen und hatte lächerlich gefahrlose Arbeit gehabt. Aber wer war es?

Sie musterte am Frühstückstisch die Gesellschaft. Da war Graf Sohm! Das konnte ganz auf ein Hochstapler sein mit seinem scharfen, ewig mißbilligenden Blick. Und mit dem harmlosen Jüngling, von dem niemand wußte, wie er hieß, stimmte bestimmt nicht alles. Na, und der Generaldirektor mit seiner gesuchten Einfachheit! Wer weiß, mit wem der alle Tage so oft telephonierte. Der Flieger machte auch keinen überaus glänzenden Eindruck. Jetzt waren ja schon Verbrecher im Flugzeug unterwegs.

Miß Partins lachte über den Gedanken, Anzeige zu erstatten. Was lag ihr an den dreihundert Dollar! Aber den Dieb wollte sie entlarven. Und sie fing das so an. Sie stand auf und fragte: „Wer war heute nacht in meinem Schlafzimmer?“

Graf Sohm verschluckte sich und lachte laut auf. Der Jüngling wurde rot wie eine Rose. Der Generaldirektor verfluchte sein dickes Gesicht in seine Tasse und der Flieger verfluchte die Arme über die Brust. „Ich bin um dreihundert Dollar bestohlen worden!“ rief Miß Partins wütend. Graf Sohm warf ihr einen seiner mißbilligenden Blicke zu. Der Jüngling sprang auf und suchte mit seinen Armen in der Luft umher; der Flieger lachte, und der Generaldirektor notierte lange Zahlen in sein Notizbuch.

Weinend warf sich Miß Partins in ihre Hängematte. Aber sie lag nicht gut, denn unter ihr befand sich ihre Geldtasche, die sie am Abend vorher vergessen hatte.

„Hurra!“ rief Miß Partins und zeigte die Tasche ringsum. Graf Sohm blickte hinweg, der Jüngling wurde blaß wie eine weiße Rose. Der Generaldirektor sagte nur: „Nanu!“, und der Flieger stand auf und ging fort.

„Sie hatten einen Schwips gestern nacht!“ warf Graf Sohm so leicht hin, wie es seine Mode war. „Es war höchste Zeit, daß die Prohibition in Ihrem Lande kam, und man sollte solchen jungen Damen, wie Sie es sind, auch in Europa das Sekttrinken verbieten!“

Miß Partins blieb allein im Garten zurück. Man hatte sie verlassen. Und sie hatte doch nur gefragt, wer nachts in ihrem Schlafzimmer war! Und sie hätte ja auch weiter keinen Skandal gemacht, wenn irgend jemand die Geldtasche gestohlen hätte! Was lag ihr an 300 Dollar? Gar nichts!

○○○ Scherz und Spott ○○○

Junge Ehe.

„Barum sprecht ihr nicht miteinander, Albert und du, habt ihr euch denn gezankt?“

„Ja, wir hatten einen fürchterlichen Streit — wir konnten uns nicht einigen, wer den anderen mehr liebt.“

(Tit-Bits.)